

1 Einleitung

Die Generalversammlung des International Federation of Social Workers (IFSW) und der International Association of Schools of Social Work (IASSW) verabschiedete im Juli 2014 in Melbourne, Australien, eine Zieldefinition der Sozialen Arbeit:

»Soziale Arbeit fördert als Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen, den sozialen Zusammenhalt und die Ermächtigung (...) und Befreiung von Menschen. Dabei sind die Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit, der Menschenrechte, der gemeinschaftlichen Verantwortung und der Anerkennung der Verschiedenheit richtungweisend. Soziale Arbeit wirkt auf Sozialstrukturen und befähigt Menschen so, dass sie die Herausforderungen des Lebens angehen und Wohlbefinden erreichen können. Dabei stützt sie sich auf Theorien der eigenen Disziplin, der Human- und Sozialwissenschaften sowie auf das Erfahrungs-Wissen des beruflichen Kontextes. Diese Definition kann auf nationaler und/oder regionaler Ebene weiter ausgeführt werden.« (IFSW, 2016, o. S.)

Damit sind die Ziele der Sozialen Arbeit auf einer übergeordneten Ebene klar umrissen: Förderung des sozialen Zusammenhalts, die Ermächtigung und Befreiung von Menschen. Dieses übergeordnete Ziel wurde über viele Jahre verfolgt, indem die Soziale Arbeit das Individuum oder den Klient*innen in den Fokus setzte und die unmittelbaren Beziehungspartner wie die Familie mit einbezog. Die letzten Jahrzehnte sind darüber hinaus dadurch gekennzeichnet, dass vermehrt die sozialen Netzwerke und die sozioökonomische und sozialräumlich geprägte Lebenslage in die Ausrichtung der Arbeit integriert wurden (vgl. Bestmann, 2013, S. 13). Wolfgang Hintes Devise »vom Fall zum Feld« und damit der Aufruf, die Soziale Arbeit insbesondere in der Kinder- und Jugendhilfe weniger einzelfallbezogen und spezialisiert auf bestimmte Problemlagen auszurichten, sondern sie stattdessen mehr auf das sozialräumliche Umfeld zu beziehen, markierte in den 1990er Jahren den Beginn einer Entwicklung der zunehmenden Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit. Bei gleichzeitiger Rückbesinnung auf Traditionen der Gemeinwesenarbeit (kurz: GWA) musste das methodische Handeln der Sozialen Arbeit den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen angepasst werden. Unter verschiedenen Bezeichnungen wurden Ansätze entwickelt, die die Aktivierung und Beteiligung von Betroffenen, die Entwicklung von Ressourcen des sozialräumlichen Lebensumfelds und des Individuums sowie neue Wege der institutionellen Vernetzung propagierten. Das Verhältnis von *Individuum und sozialräumlichem Umfeld* erhielt eine zentrale Bedeutung. Christian Schrapper beschrieb dies Mitte der 1990er Jahre auf folgende Weise:

»Die Bezirke und Quartiere, in denen die Menschen leben, die Wohnumgebung, die Einkaufsmöglichkeiten, der öffentliche Personennahverkehr, Schulen, Jugendheime, Kneipen, Kirchen und Sportplätze, alle diese Orte und Institutionen, aber auch das Leben in Vereinen und Klubs, die informellen Kanäle der Nachbarschaften, Wohnblocks und Straßen, Kultur und Klima eines Viertels müssen zu Bezugspunkten werden für das Verstehen der Belastungen, Krisen und Notlagen der Menschen, die hier leben. Die traditionell beziehungs geschichtlich-biographisch orientierte Dimension des Verstehens muss durch eine sozialräumliche gleichberechtigt ergänzt, nicht ersetzt werden. Erst wenn wir auch lernen, die Menschen in ihren Verhältnissen zu sehen und zu verstehen, können wir auch den Einfluss der Verhältnisse auf das Verhalten begreifen und mit ihnen ausloten, wie Verhältnisse und Verhalten ausgehalten oder verändert werden können.« (Schrapper, 1995, S. 109)

Das vorliegende Lehrbuch trägt dieser Entwicklung Rechnung, indem es zunächst den Blick auf den Sozialraum schärft. Es zeigt sich, dass es *den* Sozialraum nicht gibt, aus verschiedenen Gründen auch nicht geben kann. Der Einstieg in die Thematik erscheint dabei ungewöhnlich, geht es doch zunächst um die Geschichte und Struktur der europäischen Städte. Der Grund hierfür ist bei näherem Hinsehen jedoch naheliegend: Wollen wir verstehen, in welchen Verhältnissen die Menschen an einem Ort leben und welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dazu geführt haben, dass die Strukturen der Sozialräume so sind wie sie heute sind, dann müssen wir den Blick in einem ersten Schritt in die Vergangenheit und auf das Ganze – und d. h. in diesem Fall mindestens auf die Stadt oder die Gemeinde – richten.

Mit diesem Blick zurück wird deutlich, dass die soziale und die räumliche Organisation einer Gesellschaft zusammenhängen oder – einfacher ausgedrückt – sich die soziale Position in einem gewissen Maß am Wohnort der Menschen ablesen lässt. Die oben genannten Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit, die gemeinschaftliche Verantwortung oder auch die Anerkennung der Verschiedenheit werden in den Sozialräumen umgesetzt oder gelebt. Das Einbeziehen des Wissens und der Grundlagen anderer Disziplinen, in diesem Fall des stadtsoziologischen Wissens um die Entwicklung und Struktur der Städte und einzelner Gebiete, kann dabei den professionellen Bezug der Sozialen Arbeit auf den Sozialraum unterstützen. Viele der im Zuge des Zusammenkommens unterschiedlicher Disziplinen (wie der Stadtsoziologie und -planung und der Sozialen Arbeit) verwendeten Begriffe wirken fremd (»Segregation« ...) und werden zudem in unterschiedlichen Zusammenhängen unterschiedlich verwendet. Ein Ziel dieses Buchs ist es, eine professionelle und reflektierte Verwendung der Begriffe zu ermöglichen. Die seit den 1990er Jahren im Austausch mit der Praxis entwickelten und fortgeschriebenen Konzepte wie das *Fachkonzept Sozialraumorientierung* von Hinte u. a. oder das *SONI-Schema* von Früchtel u. a. oder auch die zum Ende dieses Buchs vorgestellte Modelle der Zusammenarbeit zwischen Quartiersmanagement und GWA können darüber hinaus als Orientierung für das professionelle Handeln dienen.

Die Auseinandersetzung mit diesen ersten Modellen der Strukturierung einer Sozialen Arbeit im Sozialraum ist um so dringender, da das gesamte Arbeitsfeld von einer hohen Dynamik der Entwicklung gekennzeichnet ist und noch dazu sehr verschiedene kommunale Ausprägungen hat. So sind die genannten Bei-

spiele in diesem Lehrbuch auf bestimmte Städte oder *Räume* bezogen, folgen dabei jedoch (im Einzelnen mehr oder weniger) bestimmten Handlungsprinzipien, an denen sich wiederum orientiert werden kann. Wenn wir uns die Entwicklung der sozialräumlich ausgerichteten Kinder- und Jugendhilfe in der Stadt X anschauen, dann können wir einiges für unsere Arbeit in der Stadt oder der Region Y übernehmen, anderes müssen wir aufgrund anderer Strukturen und Menschen, die hier leben und arbeiten, anders angehen.

Die sozialraumorientierte Soziale Arbeit seit den 2000er Jahren oder: die Soziale Arbeit im Sozialraum – beide Formulierungen werden im Folgenden synonym gebraucht – kann dabei an Traditionen und Entwicklungen der GWA des letzten Jahrhunderts anknüpfen. Sie werden in Kapitel 3 des Buchs dargestellt. Die ebenfalls in diesem Kapitel beschriebene politisch motivierte Neustrukturierung der öffentlichen Verwaltungen seit den 1990er Jahren und der hiermit verbundene Anfang insbesondere der Neu-Konzeptionierung der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe machen klar, dass sich die Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit in den letzten Jahren stark verändert haben. Von den Umstrukturierungen sind verschiedene Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit betroffen. *Die Beispiele in diesem Buch konzentrieren sich auf den Bereich der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe* – auch wenn der sozialräumliche Bezug grundsätzlich weitere Handlungsfelder mit einbezieht. In vielen Arbeitsfeldern wurden jeweils in unterschiedlicher Gewichtung und Ausprägung Grundsätze des sozialraumorientierten Arbeitens etabliert. Hinte nennt als Beispiele mit jeweils hierzu gehörigen Publikationen die Fallarbeit in der Jugendhilfe (Hinte, Litges & Springer, 1999), die offene Jugendarbeit (Krisch, 2009; zu ergänzen wären zahlreiche Publikationen von Deinet), das Quartiersmanagement (Grimm u. a., 2004), die interkulturelle Arbeit (Straßburger & Bestmann, 2008), die Arbeit mit Menschen mit Einschränkungen (Stein u. a., 2010; Theunissen, 2012) und die Altenarbeit (Dörner, 2007; Noak & Veil, 2013). Die gemeindenahere Psychiatrie setzt auf die Potentiale von Angehörigen und des sozialräumlichen Umfeldes. Nicht alle diese Arbeitsfelder können in diesem Buch mit ihren jeweiligen Schwerpunkten und Ausprägungen behandelt werden. Es geht vielmehr um die Grundsätze und das methodische, über die Fallarbeit hinaus gehende Handwerkszeug für eine sozialraumorientierte Soziale Arbeit.

Darüber hinaus unternimmt dieses Buch den Versuch, eine professionelle Haltung zu vermitteln, die sich von der paternalistischen Einstellung insbesondere der frühen Sozialen Arbeit verabschiedet. Dafür braucht es Methoden, die es ermöglichen, die Gegebenheiten vor Ort zu erkunden, die Interessen und den ›Willen‹ von verschiedenen im Raum aktiven (und nicht aktiven) Menschen aufzunehmen. Die Akteur*innen der Sozialen Arbeit sind nach einigen Jahren im Vergleich zu anderen Berufsgruppen in einem gewissen Maß Expert*innen der Lebenswelten und der Sozialräume, in denen sie arbeiten, da sie über viele Gespräche und das eigene Erleben über ein hohes Maß an Wissen verfügen und gleichzeitig das Vertrauen vieler Gruppen genießen. Dieses Wissen und Vertrauen muss jedoch über eine professionelle Arbeit erst gewonnen werden.

Vor dem inhaltlichen Einstieg in die Themen möchte an dieser Stelle den vielen Unterstützer*innen dieses Buchs danken, ohne die es in der Form nicht hät-

te entstehen können. Den Menschen aus meinem privaten Umfeld, die auf viel Zeit verzichten mussten. Vor allem aber auch meinen Mitarbeiter*innen und Studierenden, von denen viele Anregungen stammen, die jedoch auch ganz praktische Unterstützung geleistet haben, indem sie beispielsweise Texte vorab gelesen haben. Nicht zuletzt geht mein Dank an die vielen bereits angesprochenen Expert*innen und Praktiker*innen aus der Sozialen Arbeit im Sozialraum, die in der Vergangenheit und Gegenwart in zahlreichen Gesprächen und Interviews die Praxisrelevanz der dargestellten Themen hergestellt haben.

2 Was ist ein Sozialraum? Perspektiven auf den »Raum«



Das erwartet Sie ...

Bevor Sie sich mit den konkreten Handlungskonzepten der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit befassen, ist es wichtig, die Entstehungsgeschichte der heutigen sozialräumlichen Strukturen ansatzweise zu verstehen. In diesem Kapitel richtet sich der Blick entsprechend zunächst auf die Geschichte der europäischen Stadt. Es wird deutlich, dass das *Soziale* und das *Räumliche* eng miteinander verwoben sind, dass es kein Zufall ist, wer heute wo wohnt und damit auch lebt. Ein beeinflussender Faktor ist dabei die staatliche bzw. kommunale Steuerung, die immer wieder steuernd in die Wohnungs- und Eigentümermärkte eingreift – oder dies unterlässt. Sozialer Wohnungsbau, so werden Sie sehen, ist auf diesem Wege zu einer Ursache der Konzentration von Armut geworden. Nach dem Blick auf die Struktur der Städte wenden wir uns der kleineren Einheit, dem Sozialraum zu. Sozialräume existieren in der Stadt und auf dem Land, sind mal klein und mal groß. Sie lernen in diesem Kapitel Definitionen und Eingrenzungen des Sozialraumbegriffs kennen, die in der Sozialen Arbeit im Sozialraum aus unterschiedlichen Perspektiven (Verwaltung, Bewohner*innen, Fachkräfte) wichtig sind.

2.1 Die Stadt und der Raum

Die Stadt oder die Gemeinde ist nicht nur ein wirtschaftliches Zentrum, eine Verwaltungseinheit oder ein Ort zum Wohnen. Als Ganze ist sie auch durch die Vielfalt oder Homogenität, durch unterschiedliche soziale Milieus, durch Kulturen u. v. m. geprägt. Eine Forscher*innengruppe an der TU Darmstadt hat um die Jahrtausendwende sogar die Idee einer »Eigenlogik« der Stadt verfolgt (Berking & Löw, 2008) und andere haben von einem »Habitat«, also so etwas wie einem Wesen und Ausdruck der Stadt, geschrieben (vgl. Lindner, 2003). Uns allen ist im Alltäglichen klar, dass es einen Unterschied macht, ob wir in Gießen, Leipzig, Berlin oder Braunschweig oder auf dem Land in Mecklenburg-Vorpommern oder Niedersachsen leben oder arbeiten. Alle Unterschiede oder

Ähnlichkeiten lassen sich gar nicht aufzählen. Trotz dieser hier zunächst betonten Unterschiede und ganz »eigenen« Dingen in einer Stadt lohnt es sich, sich zunächst ganz allgemein mit der Struktur von Städten beschäftigen. D. h., die Entstehungsgeschichte heutiger Strukturen der Stadt ansatzweise nachzuvollziehen, bevor wir uns der kleineren Einheit, dem Sozialraum, zuwenden. Denn: Die Städte oder Gemeinden bilden in ihrer jeweiligen Gesamtstruktur (ebenso wie die Sozialräume) einen Teil der Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit im Sozialraum.

Wir konzentrieren uns im Verlauf des Blicks auf die Gesamtstadt besonders auf den Bereich des Wohnens. Dieses deshalb, weil der Wohnort der jeweiligen Menschen in gewisser Weise einen Anker im Hinblick auf die Strukturen und Aufgaben der Sozialen Arbeit im Sozialraum darstellt. Viele Leistungen der Sozialen Arbeit orientieren sich am Wohnort bzw. an den Gebieten, in denen Betroffene leben und arbeiten. Mit dem Blick auf die Gesamtstadt fragen wir im Folgenden danach, wie es kommt, dass Gebiete sozial Benachteiligter entstehen, es *Segregation*, d. h. die Konzentration von Bewohner*innen mit z. B. wenig Einkommen, in bestimmten Gebieten der Stadt gibt. An dieser Stelle befassen wir uns mit den wesentlichen strukturellen Ursachen der Konzentration von Armut. Aus der Konzentration von Armut folgt eine Konzentration der Sozialen Arbeit auf eben diese Gebiete. Zusätzlich wird am Ende dieses Kapitels klar, warum der *sozialräumliche Kontext* oder die *Umwelt* und schließlich auch der *Sozialraum* Einfluss auf unser Handeln nimmt und was diese Begriffe im Zusammenhang mit der Sozialen Arbeit bedeuten können.

2.1.1 Zur Geschichte und Struktur der europäischen Stadt

Dirk Schubert hat sehr übersichtlich einen kurzen Überblick über die Entwicklung der frühindustriellen Stadt und ihren grundsätzlichen Aufbau bis zur heutigen Stadtstruktur geliefert (vgl. Schubert, 2012). Er beginnt mit der Stadt der Bürger und Handwerksbetriebe, der Fußgänger und Pferdekutschen des Präfordismus des 19. Jahrhunderts und damit auch mit den ersten Ansätzen der Sozialen Arbeit (vgl. Schubert, 2012, S. 18). Schon damals war der gesellschaftliche Stand der Bewohner*innen an den Häuserfassaden und Grundrissen sowie an der Lage der Häuser bzw. Wohnungen in der Stadt abzulesen. Die engen und dicht bewohnten Arbeiterwohnungen lagen in der Nähe der lauten und oft von unangenehmen Gerüchen begleiteten frühen Industrien oder Handwerksbetrieben. In Hamburg oder Frankfurt/M. sind auch heute noch die Bauten ehemaliger Hafendindustrien zu sehen, in deren unmittelbarer Umgebung typische Arbeiterwohnungen liegen.

In der Hafenstadt Chicago, einer von starken Zuwanderungen aus verschiedenen Ländern und Kontinenten geprägten Stadt der USA, fragten Forscher*innen des soziologischen Instituts der Universität Chicago zu Beginn des 20. Jahrhunderts danach, ob es einen Zusammenhang zwischen dem Wohnort der in einem bestimmten Teil der Stadt lebenden Menschen und ihrer räumlichen Umgebung gibt. Wie könnte dieser Zusammenhang aussehen? Sie beschrieben die

Verteilung der Bewohner*innen über die Stadt und entwickelten Modelle, die – so wie es im Rahmen von Sozialraumanalysen noch heute getan wird – die Verteilung sozialstruktureller Merkmale (Einkommen, ethnische Zugehörigkeit, Bildung usw.) abbilden. Auf diesem Weg entstand im Jahr 1925 das Modell der konzentrischen Ringe von Burgess, etwas später das Sektorenmodell von Hoyt (1936) und das Mehrkernmodell von Harris und Ullman (1945) (zum Folgenden vgl. Friedrichs, 1983, S. 104f). Beispielhaft soll an dieser Stelle auf das in folgender Abbildung dargestellte Modell von Burgess eingegangen werden (► Abb. 1).

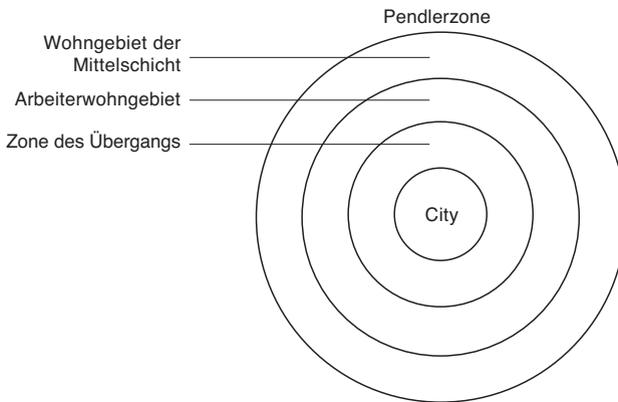


Abb. 1: Modell der konzentrischen Zonen, selbst erstellt nach Burgess (1925)

Burgess entwickelte sein Modell in Anlehnung an die damalige Struktur der Hafenstadt Chicago – wobei diese Stadt am Michigansee liegt und tatsächlich nur die Hälfte der abgebildeten konzentrischen Ringe als Bebauung vorhanden sind. Die andere Hälfte liegt, so könnten wir sagen, im See. So kommt es auch, dass in dem in der Abbildung 1 gezeigten Modell der Hafen mit seinen Industrieanlagen im Kern der Stadt (City) liegt (► Abb. 1). Als City bezeichnen wir den *Mittelpunkt des kommerziellen, sozialen und politischen Lebens der Stadt*. Hier lassen sich Einzelhandel, Büros, Banken, Hotels, Museen, der Hauptbahnhof und das Rathaus und – nicht zuletzt – eine repräsentative Kirche, wie in Hamburg z. B. das alte Wahrzeichen der Stadt, der »Hamburger Michel« (die Michaeliskirche) finden. Direkt am Hafen und damit ebenfalls sehr zentral lagen die schlecht ausgestatteten – in den Zeiten von Burgess sogar sehr schlecht ausgestatteten – Wohnungen, Zimmer bzw. Schlafstätten der Tagelöhner. Die Tagelöhner waren oft Menschen, die noch nicht lange in der Stadt waren und die jeweils für einen Tag für meistens körperlich sehr schwere Arbeiten im Hafen oder in den Industrien angeworben wurden. Damit verdienten sie kurzfristig Geld oder wurden mit Lebensmitteln entlohnt. (In einer Forschung am Frankfurter Osthafen mitten in der Stadt wurde mir im Jahr 2016 noch berichtet, wie zu Zeiten der Großmarkthalle im Herzen der Stadt Frankfurt/M. Men-

schen einfache körperliche Arbeiten erledigten und hierfür Lebensmittel bekamen. Eine Gelegenheit, die es vielen armen Zugewanderten ermöglichte, über den Tag zu kommen.)

Burgess bezeichnete den zweiten Kreis in seinem Modell als die *Zone des Übergangs* (*zone in transition*). Hier lagen neben den einfachen und schlecht ausgestatteten Zimmern auch Fabriken der Leichtindustrie und das sogenannte Vergnügungsviertel mit Prostitution. Hier war die Armut der Bewohner*innen deutlich sichtbar. Burgess erwähnt bei der Beschreibung dieses Kreises bzw. dieser Zone jedoch auch bereits die kreativen Intellektuellen, die in späteren Stadtstrukturanalysen als *Künstler* und *Pioniere* eines etwas anderen Lebens in der Stadt auftauchen.

In dem Modell von Burgess hat die *Zone des Übergangs* keine klaren Grenzen und geht direkt in den dritten Kreis über, in das *Arbeiterwohngebiet*. Es folgt das *Wohngebiet der Mittelschicht*, in dem auch Appartementshäuser oder Einfamilienhäuser existieren und über lokale kleine Geschäfts- bzw. Nahversorgungszentren (*satellite loops*; den Bäcker oder für die dort vertretene Kultur wichtigen Einzelhandel) die Nahversorgung gewährleistet ist. Auch bereits in diesem Modell genannt ist die *Pendlerzone* außerhalb der Verwaltungsgrenze der Stadt, die Vororte und Dörfer sowie Familienwohngebiete umfasst, die Zone der *Landwirtschaft* und des *Hinterlands der Stadt bzw. Metropole* runden das Bild ab. Wenn wir uns heute eine Stadt vor Augen führen – wie ist die Stadt gestaltet? Gibt es einen Bahnhof und was liegt direkt angrenzend an die City? Lässt sich das Modell, das (wie jedes Modell) als Orientierung dient, auf diese Stadt übertragen?

Warum ist es so wichtig, sich diese typische Struktur einmal vor Augen zu führen? Unabhängig davon, wie eine Stadt oder ein Dorf konkret aussieht, ist es grundlegend zu verstehen, dass es kein Zufall ist, wer wo wohnt oder wie die Wohnorte unterschiedlicher Menschen und damit auch ihre Sozialräume über die Stadt verteilt sind. Orte oder Räume, wie z. B. laute Verkehrsstraßen oder Wohngebiete an Parks oder anderen Grünanlagen, werden nicht zufällig von Menschen mit weniger oder mehr Einkommen bewohnt. *Die Verteilung wird vor allem über die Struktur des Wohnungsmarkts und die Eigentümerstruktur der Städte festgelegt. Auch der Wunsch bestimmter Milieus oder Kulturen, in einer bestimmten Stadt oder an einem bestimmten Ort in der Stadt zu wohnen, bestimmt die Struktur der Städte.* In der zu den Lebzeiten von Burgess stark durch Zuwanderung geprägten Stadt Chicago hat sich z. B. erst an einer Straße und dann von hier aus in die Stadt hinein *Chinatown* entwickelt. Ein schillerndes Wohngebiet der Zuwander*innen vom asiatischen Kontinent; auch heute ein sehr sehenswerter Teil der Stadt, um den sich viele Legenden ranken.

Die Strukturen der Städte entwickelten sich über viele Jahrzehnte und wurden komplexer, gingen über die Struktur der konzentrischen Kreise oder einzelner Sektoren in der Stadt hinaus. So entstanden im sogenannten *Fordismus* des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Europa zusätzlich zu den bestehenden Wohnungen erste Großsiedlungen, wie wir sie heute noch kennen. In dieser Zeit zog es insbesondere die Mittelschicht an den Stadtrand, in den sogenann-

ten *suburbanen Raum*. Einfamilienhaus- und Reihensiedlungen prägten hier das Bild. Der städtische Raum wurde darüber hinaus mehr und mehr dem wachsenden Autoverkehr angepasst. Viele Kommunen verfolgten über die Stadtplanung das Ziel, die Bereiche des *Wohnens* und *Arbeitens* zu trennen. Die Ruhe und Idylle des Wohnens sollte auch in der Stadt nicht gestört werden. Dies ging so weit, dass sogenannte »Schlafstädte« entstanden, in denen keine Industrien oder anderes Gewerbe mehr die Ruhe störten. In einer so *funktional geteilten Stadt* lassen sich neben den unterschiedlichen Wohngebieten (mit der dazugehörigen Architektur) repräsentative Räume wie prächtige Alleen, Räume der Erholung wie Parks oder ein See, aber auch Durchgangsräume des Verkehrs, Räume des Konsums und des Gewerbes unterscheiden.

Mit der Globalisierung der Wirtschaft, der größeren Bedeutung des Dienstleistungssektors und *neuen Formen des Arbeitens*, die u. a. im Zuge der neuen Kommunikationsmedien und Technologien entstanden, wurde die Funktions-trennung von Arbeiten und Wohnen in Teilen der Städte wieder aufgehoben. Dies galt insbesondere in den neuen Branchen der Werbe- und Medienindustrie. Mit den neuen Formen der Produktion und einer Digitalisierung von Arbeit verschwindet die klassische Arbeiterschicht, wie sie etwa von Karl Marx beschrieben wurde. Das Prekariat des 21. Jahrhunderts ist sehr heterogen zusammengesetzt. Arbeitslosigkeit oder auch eine geringfügige oder prekäre Beschäftigung betrifft sehr unterschiedliche Menschen. Innerstädtische Bereiche von wachsenden Städten mit attraktiven Arbeitsplätzen für die Mittel- und Oberschicht sind von Umwandlungen wie einer Sanierung alter attraktiver Bausubstanz oder dem Neubau von für diese Schichten attraktiven und damit auch teuren Wohnungen geprägt. Gentrifizierungsprozesse, d. h. die Umwandlung von ehemals eher schlechter ausgestatteten und damit aber auch günstigeren Wohnungen in Wohnraum für die Mittel- und Oberschicht, führten zu einem Anstieg der Mieten und Eigentumspreise. Eine Folge dieser Prozesse ist, dass die ärmeren Bewohner*innen aus den (meist innenstadtnahen) Gebieten verdrängt werden. Beispiele hierfür gibt es vor allem in den Großstädten wie Berlin, Hamburg, München, Leipzig und Frankfurt/M., d. h. in Städten, die als Wohnort von vielen begehrt werden und in denen ein Bevölkerungswachstum festzustellen ist. Aber auch in kleineren Städten, insbesondere an den Rändern der wachsenden Städte sind Bewohner*innen von diesem Phänomen betroffen. Auf der anderen Seite gibt es Städte und Gemeinden, die mit dem Fortzug der Bewohner*innen zu kämpfen haben, so dass es schwierig wird, die soziale und kulturelle Infrastruktur aufrecht zu erhalten.

2.1.2 »Segregation« und die Konzentration von Armut in benachteiligten Gebieten

Die über die Gentrifizierungsprozesse sich verändernden Wohnorte der ärmeren und reicheren Bewohner*innen einer Stadt sind Teil einer sich wandelnden Struktur der Städte. Bestimmte Bevölkerungsgruppen wohnen konzentriert an bestimmten Orten in der Stadt und leben damit gleichzeitig abseits oder auch

getrennt von Wohnorten anderer Bevölkerungsgruppen. In der Stadtsoziologie wird diese Konzentration von Wohnorten bestimmter Bevölkerungsgruppen als residentielle, d. h. auf den Wohnort/die Residenz bezogene *Segregation* bezeichnet (vgl. Friedrichs, 1983; Häußermann & Siebel, 2004, S. 139). Unterschieden werden die Bewohner*innen meist nach ihrem Einkommen, nach ihrer Bildung oder auch nach ihrer Herkunft bzw. ihrer Staatsangehörigkeit. Werden die Merkmale der Bewohner*innen in Betracht gezogen, die sich auf Merkmale der sozialen Ungleichheit beziehen (sozialer Status, Schichtzugehörigkeit oder das Milieu), dann ist von *sozialer Segregation* die Rede. Geht es um die Nationalität oder die Herkunft, dann wird die unterschiedliche Verteilung der Bevölkerungsgruppen als *ethnische Segregation* bezeichnet.

Wesentliche *Ursachen von Segregation* sind die in den Bevölkerungsgruppen unterschiedlich verteilten Ressourcen oder auch das unterschiedliche *Kapital*, das eine Bevölkerungsgruppe zur Verfügung hat. Am stärksten beeinflusst das zur Verfügung stehende *ökonomische Kapital* die Möglichkeiten der Wohnstandortwahl bzw. den Wohnort. Jede*r weiß, dass es entscheidend ist, wie viel finanzielle Mittel man zur Verfügung hat, wenn es darum geht, eine Wohnung zu suchen. Auf der anderen Seite bestimmt natürlich auch das Angebot (an Zimmern, Wohnungen oder Häusern), wo und wie man leben kann. Wie hoch sind die Mieten in München, wie hoch in einem kleinen Ort in Mecklenburg-Vorpommern? Wo genau in München kann ich mir eine Wohnung leisten? Und wo möchte ich überhaupt wohnen? Die Antworten auf diese Fragen, die individuellen oder familiären Möglichkeiten und die hieraus folgenden Entscheidungen bestimmen die Wohnstandortwahl und damit auch das Ausmaß an Segregation.

In seiner Kapitaltheorie hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu beschrieben, wie das ökonomische, soziale und kulturelle Kapital den Wohnort von Bevölkerungsgruppen oder auch allgemein die Aneignung von Raum bestimmen. Unter ökonomischem Kapital versteht Bourdieu jede Art von Besitz. Es lässt sich in Geld umwandeln und hiermit lassen sich Wohnstandortwünsche erfüllen. Das soziale Kapital entsteht in sozialen Beziehungen bzw. über soziale Kontakte. Es besteht aus jeder Art von Ressourcen, die über soziale Beziehungen zur Verfügung stehen oder auch nur potentiell zur Verfügung stehen können. Dies können z. B. auch Informationen über einen gesuchten Arbeitsplatz sein. Wenn aus diesem sozialen Kapital dann eine Erwerbstätigkeit entsteht, so wird das soziale in ökonomisches Kapital umgewandelt. Bourdieu berücksichtigt in seiner Theorie die Möglichkeit, mit bestimmten Sorten von Kapital anderes Kapital zu vermehren. Der in unserer Gesellschaft vielleicht nächstliegende Gedanke ist die Umwandlung von kulturellem Kapital in ökonomisches Kapital. Kulturelles Kapital umfasst die Dinge, die im weitesten Sinne mit Bildung zu tun haben. Dabei unterscheidet Bourdieu noch zwischen objektiviertem (wie Büchern oder Gemälden) und inkorporiertem (ein bestimmter erlernter »Habitus«, zu dem z. B. ein bestimmter Sprachstil gehört) und institutionalisiertem kulturellem Kapital (Zeugnisse bzw. schulische und akademische Titel, Ausbildungszertifikate). Bourdieu hat sich auch über die Anerkennung der Kapitalarten in einer fremden Gesellschaft Gedanken gemacht: Wann wird z. B. ein Bil-